Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 30. 1898.

Das Dreigestirn.

Roman von **Hanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

12.

Der Gefangene auf der Ziegeninsel.

Granitene Wände ringsum. In Stein gehauen die Kasematte, nur erhellt durch zwei kleine winzige Schießscharten, durch welche, den engen Raum mit den schweren Laffeten noch mehr verringernd, zwei Zwölfpfünder ihre Rohre steckten. In Stein gehauen die Sitze an der Längswand, Stein die gewölbte Decke, so niedrig, daß Stetten sich bücken mußte, wenn er sich aufrichtete, um zum hundertsten Male die Batterie zu durchmessen, welche ihm zum Gefängniß angewiesen worden war.

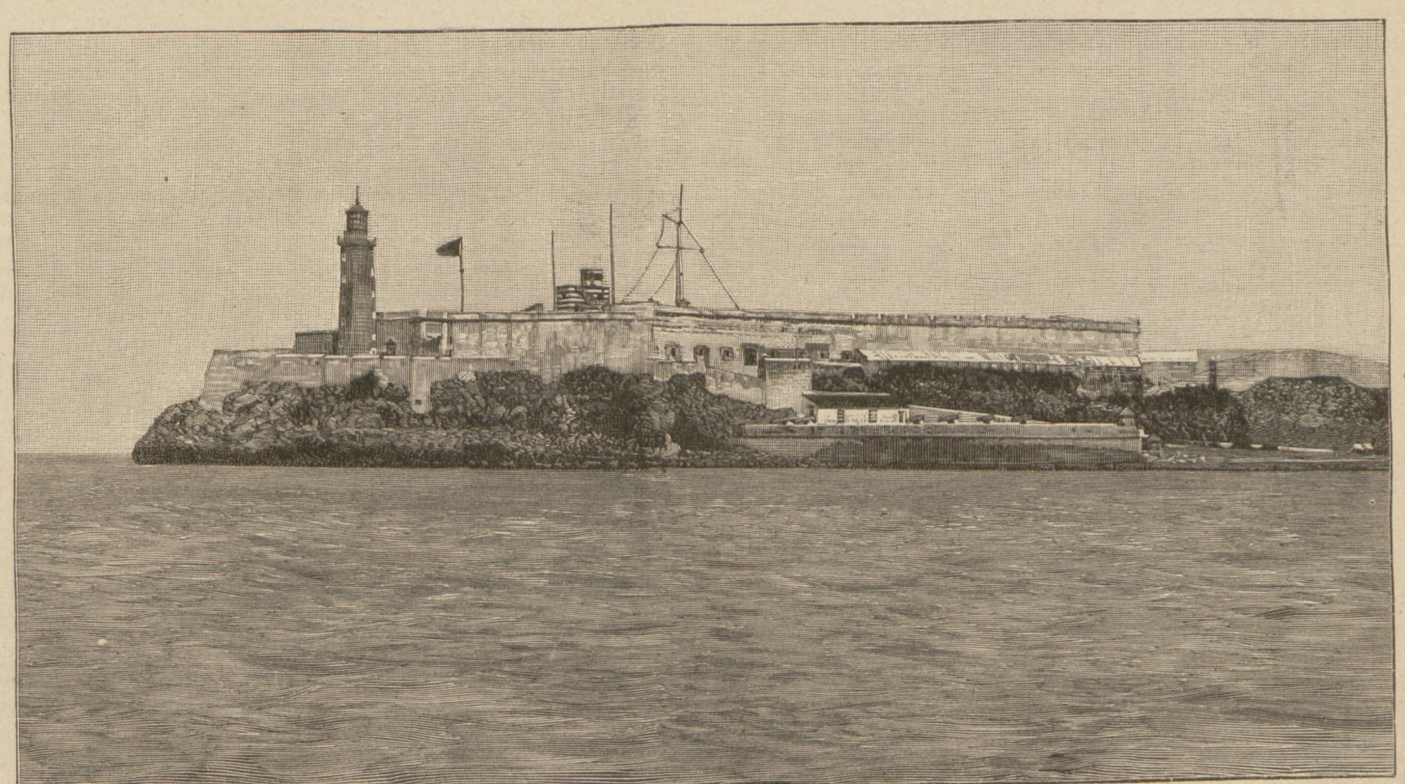
Und wenn er sich mühsam zwischen den Laffeten hindurchzwängte, um durch eine der Schießscharten einen Ausblick zu gewinnen, einen Zug frischerer Luft zu athmen, wieder Stein und immer wieder Stein: nackte rauhe Felsen, von keinem grünen Halm unterbrochen. Nur ganz in der Ferne schimmerte ein schmaler Strich des blauen Meeres herüber, das des Gefangenen Auge mit sehnsüchtigem Blick immer auf's Neue suchte.

Kurt war völlig niedergedrückt. Der gänzliche Mißerfolg seiner Sendung lastete auf ihm, er schämte sich seiner Unklugheit, wie ein Schulknabe sich schämt, wenn ihm eine Lösung nicht gelungen ist. Was würde Hardenberg sagen?

Stetten konnte nicht über schlechte Behandlung klagen, im Gegentheil: der weißbärtige Kapitän Crassard, der die kleine Veteranenabtheilung, welche die Besatzung der Ziegeninsel bildete, befehligte, war die Verbindlichkeit selbst, und die Kasematte, die ihm zugetheilt worden war, schien der bestgehaltene Raum des ganzen Forts zu sein. Aber wie die Stunden endlos hinschlichen! Napoleon hatte zwar von einer kurzen Haft gesprochen, aber wer bürgte dafür, daß er Wort hielt? Wenn er hier zwischen diesen öden Granitblöcken monate-, vielleicht gar jahrelang aushalten mußte! O, lieber sterben, als die Freiheit entbehren!

In der Thür rasselte der Schlüssel. Stetten hatte das Geräusch bereits kennen gelernt in den sechsunddreißig Stunden, während deren er auf der Ziegeninsel weilte. Die eiserne Pforte drehte sich in den rostigen Angeln, und durch die Pfosten schob sich der Kapitän Crassard, ein alter Stelzfuß, der die Denkmünzen von Austerlitz und Jena auf der Brust trug.

„Wollen der Herr Kamerad nicht ein wenig Luft schöpfen?“ meinte er im gemüthlichen breiten Dialekt der Normandie. „Ist verdammt schwül hier trotz der kalten Mauern, und ich denke, es widerspricht nicht meinen Instruktionen, wenn ich mit dem Herrn Kameraden einen Spaziergang auf den Wällen mache, ehe wir unser frugales Abendbrod verzehren.“



Das Castillo del Morro in Havana. (S. 235)

Kurt nickte dankbar. Der schnauzbärtige Veteran war wahrlich ein milder Kerkermeister. Sie schritten hinaus auf die Bastion, und während der Alte sich behaglich auf die Brüstung setzte, sog Stetten wollüstig die frische Brise ein, die vom Meere herüberwehte, und schaute nach dem fernen Horizont, an dem die Sonne sich soeben wie ein glühender Ball in die Fluth senkte. Eine herrliche Rundschau rings umher: von drei Seiten das Meer, auf der vierten Elba, kaum eine Kanonenschußweite entfernt, mit seinen ragenden Berggipfeln und seinen grünen Olivenhainen. Hier und dort ein Segel — heimkehrende Fischer vielleicht oder eines der Lustfahrzeuge, die der Herrscher von Elba unterhielt.

Jetzt scholl von Porto Longone her, dessen hoher Thurm sich deutlich abzeichnete, das Rasseln von Trommeln herüber und verhallende Musik. „Der Schlußakkord jedes Tages," meinte Crassard. „Die Garnison macht ihre Betten! Ja, die haben es gut, die Herren in Porto Ferrajo und Longone. Da dreht sich täglich der Braten am Spieß und funkelt der Wein in den Bechern. Heda, Navigotte!" rief er einem vorüberschlendernden Artilleristen zu. „Sag' doch dem Esel, dem Bartholet, daß er uns auch ein Glas Rothen bringt. Die Zunge klebt mir förmlich am Gaumen, und unser Herr Gast hier wird auch durstig sein!"

Der Wein kam und machte den Alten noch gesprächiger. Er erzählte von seinen Kriegszügen, von den Schlachten, die er mitgeschlagen, und wie er schließlich froh gewesen, daß er eine Ruhestätte für seine alten Tage gefunden habe, in der er dem geliebten „kleinen Korporal" doch auch noch als Stelzbein dienen könne. „Sie müssen nämlich wissen, Kamerad, ich hab' noch unter ihm gestanden, als er Kapitän bei der Artillerie war, und das vergißt er nicht! Hab's mir auch nicht träumen lassen, was aus ihm werden sollte — damals, als er kaum trocken hinter den Ohren geworden war: erster Konsul — Kaiser! Und nun" — Crassard lachte grimmig — „nun gar Monarch von Elba! Na — es ist ja noch nicht aller Tage Abend! „Crassard," hat er erst neulich zu mir gesagt, als er das letzte Mal hier war, „Crassard, hast wohl Sehnsucht nach Paris?" — „Zu Befehl, Sire!" Da beugte er sich ganz dicht zu mir heran und lachte mir in's Ohr: „Ich auch, Crassard! Aber nicht weiter sagen, Alter!" — Na — Ihnen kann ich's sagen, denn Sie haben wir ja sicher, Kamerad!" Und der Veteran klopfte Stetten freundschaftlich auf die Schulter. „Darf man denn eigentlich nicht wissen, was uns hier die Ehre verschafft, einen preußischen Offizier bei uns zu haben?"

„Ich weiß es selbst nicht, Kapitän!" sagte Stetten.

Der Alte lachte gutmüthig. „Na, wenn Sie's für sich behalten wollen, ich bin nicht neugierig. Der kleine Korporal weiß schon, was er thut. Hat mir ja auch sonderlich anempfohlen, für den Monsieur Sorge zu tragen. Ja, Kamerad, das ist nun 'mal nicht anders bei uns Soldaten! Ich bin dreimal kriegsgefangen gewesen: einmal in Egypten, wo mich die Mamelucken beinah gepfählt hätten; dann in Italien, wo man mich mit vierzig Leidensgenossen in 'nen Thurm einsperrte, der nur für Zehn Platz hatte, so daß ich beinah erstickt wäre; und endlich in Rußland, wo ich bei einem Härchen erfroren wäre. Ja, so ist es, man muß nur nicht verzagen, es kommt schon wieder besser — so denkt auch der kleine Korporal. Werden's erleben, werden's erleben!"

„Was werden wir erleben, Kamerad?" fragte Stetten.

„Möchten Sie wohl wissen? Ja, Bester, da kommen Sie aber bei dem alten Crassard an den Unrechten, der ist stumm wie ein Grab. Man hat als alter Soldat so seine Anzeichen: das knarrt in den Geschützen des Nachts, wenn sich ein neuer Krieg vorbereitet, ordentlich unheimlich arbeitet es in dem trockenen Laffetenholz! Ja, und was soll der Kaiser denn auf die Dauer hier in Elba? Maulbeerbäume pflanzen? Eisenerz buddeln? Er wird euch was! Na, ich will nichts gesagt haben, aber das weiß ich: Unser kleiner Korporal wird nochmal wieder Kaiser von Frankreich."

Stetten schwieg und zuckte die Achseln.

„Ja, Kamerad," fing der Alte wieder an, „was meinen Sie wohl, weshalb wir das Werk hier angelegt haben? Gegen die Seeräuber von Tunis und Algier, die Barbaresken?" Der Veteran lachte. „Hat sich was! Wir wissen es besser. Der kleine Korporal traut dem Frieden nicht. Denkt, eines schönen Tages käme eine englische Fregatte und wolle ihn holen — wer weiß wohin! Na, dann haben wir das Fort, und der Geier soll mich holen, wenn wir das Felsenloch nicht gegen zehn Fregatten vertheidigen!"

„Es ist ein kleines, aber starkes Werk!" sagte Stetten anerkennend.

„Ja, der Punkt ist aber auch äußerst günstig. Die Genuesen, die vor sechshundert Jahren hier herrschten, fanden auf der Ziegeninsel schon Befestigungen vor, die von den Pisanern herrühren sollten — ich glaube aber, sie sind weit älter, denn die Römer haben hier bereits nach Eisenerz gebuddelt; das ganze Eiland ist von Stollen und Schächten durchzogen. Jedenfalls haben die Dogen von Genua aber hier schon eine starke Burg gehabt, von der wir noch mancherlei Trümmer und auch unseren Brunnen vorfanden."

Crassard hob das Stelzbein hoch und sprang auf. „Kommen Sie 'mal mit, Kamerad, ich will Ihnen das Ding zeigen."

Er schritt nach der Mitte des freien Raumes im Innern des Forts, wo zwischen vier mächtigen Granitmauern ein kleines Holzhäuschen stand, in dem ein dunkles Brunnenloch gähnte. Es war ein runder Ziehbrunnen mit einem einfachen, aber soliden Göpelwerk.

„Vortreffliches Wasser, Kamerad, kommt gegen dreihundert Fuß tief aus der Erde. Aber das ist noch nicht Alles: als wir den Brunnen wieder in Stand setzten, fanden wir, daß gegen hundert Fuß tief vom Schacht ein schmaler seitlicher Stollen abführt, der dort unten versteckt im Geröll endet. Scheint ein alter Bergbaustollen gewesen zu sein, den die klugen Herren von Genua später nach ihrem Brunnenschachte zu öffneten, um sich einen Fluchtweg für den schlimmsten Fall zu schaffen. Ich bin selbst unten gewesen trotz meines Humpelbeins, das ich den Moskowitern verdanke. Der Stollen ist noch ganz gut erhalten, nur ein bischen feucht. Ja, die alten Baumeister!" Crassard humpelte zu einer der Bastionen: „Hier hatten sie eine Ausfallpforte angelegt, überwölbt, tief durch das Gestein geführt, man könnte es heute nicht besser machen. — Nun wollen wir aber zusehen, was der Bartholet uns zum Abendessen bereitet hat, Kamerad, ich verspüre so etwas wie ein leises Grimmen im Magen."

Bartholet hatte seine Sache ganz brav gemacht, aber Stetten wollte weder das gebratene Huhn, noch die landesüblichen Maccaroni mit Tomaten schmecken; seine Gedanken weilten immer und unaufhörlich bei Napoleon und dessen Plänen. Und als der gute Crassard ihn dann unter einer kleinen Fluth von Entschuldigungen wieder in seine Kasematte einschloß, da wurde es ihm zur Gewißheit, der Kaiser bereitete irgend ein großes Unternehmen vor. War's nur eine Flucht von Elba? War's eine Landung in Italien, wo ja sein Schwager Murat noch in Neapel herrschte? War's ein gegen Frankreich selbst gerichtetes Unternehmen? Gleichviel! Napoleon hatte sich gerade seiner Person versichert, damit er nicht rechtzeitig die Kunde auf dem Festlande verbreiten solle; und nun saß er hier, eingeengt zwischen den Mauern, ein Gefangener, und saß und sann, wie er eine Nachricht an Hardenberg gelangen lassen, wie er womöglich sich befreien könne! Ja, gab es auch nur eine entfernte Möglichkeit, aus diesen festgefugten Steinmassen zu entkommen? Wenn der Alte ihm hier verhältnißmäßige Freiheit der Bewegung ließ, so war es ja nur in dem felsenfesten Vertrauen, daß die Lage der Ziegeninsel jede Flucht unmöglich mache.

Es war zum Verzweifeln!

Der Morgen graute bereits durch die engen Schießscharten, als Stetten sich endlich auf sein Lager warf, um wenigstens einige Stunden Schlaf zu finden. Und die Natur forderte ihr Recht. Er schlummerte ein und schlief noch fest, als gegen Mittag Crassard an sein Bett trat und den „Herrn Langschläfer" lachend zum Essen abholte.

— — — — — — — — — —

Es war am 26. Februar.

Der alte Crassard hatte heute einen schlechten Gesellschafter an dem preußischen Kameraden. Stetten klagte über Kopfweh, die dumpfe Luft in der Kasematte bekomme ihm nicht. Bereitwillig gestattete ihm der Kapitän, tagsüber im Freien zu bleiben. Er wolle schon dafür sorgen, daß sein werther Gast sich nicht in einen Vogel verwandle und etwa nach Berlin flöge, versicherte er lachend.

Kurt nahm dankend an, und während sie nach dem Mittagessen gemeinsam auf den Wällen promenirten, maß er immer wieder mit seinem scharfen Auge die Entfernung, welche die Ziegeninsel von Elba trennte. Es mochten gegen dreitausend Schritte sein.

Crassard erzählte wieder vom Kaiser. Heute sei große Uebung der ganzen Garnisonen von Porto Ferrajo und Longone, wußte er zu berichten; er wies auch auf die kleine Flotte Napoleon's hin, die vor der Insel, in der Richtung auf Neapel zu, kreuzte. Sie bestand aus der Brigg „L'Inconstant" und drei kleinen Fahrzeugen, die nur zur Küstenschiffahrt verwendbar waren.

„Immerhin kräftig genug gebaut, um einmal den Flug nach der französischen Küste hin zu wagen, wenn der Kaiser nur will!" meinte der Alte. „Und wie sie ihm zujubeln würden, die alten Kameraden, die jetzt nur widerwillig das Joch der Bourbonen tragen! Hui, das sollte ein Tanz werden. Ich wollte nur, ich könnte dabei sein!"

Stetten drückte die Hand vor die Stirn und entgegnete nichts. Allmälig verstummte der redselige Franzose, und als sie sich schließlich unter einer vorspringenden Palissadenwand zu einer kleinen Siesta hingelegt hatten, kündeten bald seine tiefen regelmäßigen Athemzüge, daß er sanft eingeschlummert sei.

Darauf hatte Kurt gewartet. Er zögerte noch einen kurzen Augenblick, um sich zu überzeugen, daß Crassard wirklich fest schlafe, dann erhob er sich geräuschlos, eilte nach seiner Kasematte, um eine kleine Handlaterne, die dort an der Decke hing, an sich zu nehmen, und schritt dann, möglichste Gelassenheit heuchelnd, zum Brunnen.

Ringsum war Alles still. Nur vor dem Pulvermagazin und auf dem Walle schritt je ein Posten in ebenmäßigem Tempo auf und ab. Jetzt oder nie!

Es war ein verzweifelter Plan, den Kurt gefaßt hatte, ein Plan, dessen Gelingen nur möglich war, wenn eine ganze Reihe von Glückszufällen ihn begünstigte. Aber es gährte so gewaltig in des jungen Mannes Brust, daß er selbst vor dem waghalsigsten Unterfangen nicht zurückgeschreckt wäre.

Er hakte das Tau von dem alterthümlichen Göpel los und ließ probeweise den starken Eimer in die Tiefe hinabgleiten. Unheimlich rollte das Tau an dem Gewinde ab, und immer weiter sank, im Dunkel verschwindend, das Holzgefäß, während das Gegengewicht langsam emporstieg; Stetten schlug Feuer mit Stahl und Zunder, den damals Jedermann in der Tasche bei sich trug, entzündete ein Stück Papier und ließ es hinabflattern. Eine Weile erleuchtete es die bemoosten Wände, die im Schein der kleinen Flamme glitzerten vor Feuchtigkeit. Dann erlosch es tief unten. Kurt schauerte zusammen — er erinnerte sich plötzlich eines Brunnenmachers in der Heimath, der in solch' einem tiefen Ziehbrunnen einen schrecklichen Tod gefunden hatte.

Aber es half nichts — jede Minute war kostbar. Mühsam zog er den Eimer wieder herauf und leerte ihn in den Trog. Dann zündete er die kleine Handlaterne an, band sie vor seiner Brust fest und schwang sich, das Tau, an dem der Eimer befestigt war, mit der rechten Hand umklammernd, die andere fest um die Kette, an welcher das Gegengewicht hing, auf das Holzgefäß.

Jetzt saß er fest und sicher, das Tau zwischen den Oberschenkeln. Vorsichtig ließ er die Rechte los und umfaßte mit beiden Händen die Kette des Gegengewichts mit scharf angespannten Muskeln zuerst, dann allmälig nachlassend.

Der Eimer sank mit seiner lebendigen Last langsam in die Tiefe.

Stetten überrieselte, während er mit dem Eimer in die Tiefe sank, ein kalter Schauer. War's nicht das Grab, in das er sich selbst hinabließ? Beim Schein seiner Laterne erkannte er das dichte Moosgespinnst an den Wandungen, über die ununterbrochen die Feuchtigkeit herunterrieselte, und als er die Augen nach oben richtete, sah er noch einmal das Kreisrund der Brunnenöffnung mit der darüber gespannten Welle des Göpels.

Weiter und weiter senkte sich der Eimer. Es wurde dunkler im Schacht, das Tageslicht hörte ganz auf zu wirken, nur die kleine Laterne leuchtete im matten, trüben Schimmer. Eine neue Angst überkam Stetten. Wie, wenn er den Eingang zum Stollen verfehlte! Wenn er weiter hinabglitt, als nöthig war! Die Stollenöffnung konnte ihm im Rücken liegen, übersah er sie, so war er rettungslos verloren.

Hundert Fuß tief sollte sie unter der Brunnenöffnung liegen, hatte Crassard gesagt. Kurt hielt den Eimer an und maß die Entfernung von oben mit dem Auge. Wie klein jetzt schon das lichte Rund dort oben geworden war! Der ganze Schacht schien sich wie trichterförmig nach oben zu verengen, Stetten hatte die Empfindung, als neigten sich die Wandungen, um über ihm zusammenzustürzen.

Aber hundert Fuß konnten es doch noch nicht sein! Wieder ließ er den Eimer langsam herabgleiten, ganz langsam, so sehr ihn auch die ungeheure Anspannung aller Muskeln schmerzte. Er durfte nichts übereilen, mußte sich fortwährend herumdrehen, um die Schachtöffnung nicht zu verfehlen.

Wieder ein Halt, und wieder ein langsames Gleiten — zehn, zwanzig Fuß vielleicht! Trotz der Kühle, die im Schacht herrschte, brach der Schweiß aus allen Poren des fieberhaft erregten Mannes. Weiter durfte er sich nicht herablassen, die Oeffnung mußte hier in der Nähe sein, oder Crassard hatte sich geirrt!

Wie leicht irrt man sich nicht in flüchtig hingesprochenen Zahlen, denen man keinerlei ernste Bedeutung beilegt!

Mit klopfenden Pulsen schaute und spähte Stetten um sich, unter sich — die Sekunden dehnten sich ihm zu Minuten, zu Stunden.

War das dort nicht ein dunklerer Schatten? Nein, es war nur eine Stelle voll dichteren Mooses am zerbröckelten Gestein.

Weiter hinab — es mußte sein!

Ah — ein Aufathmen! Dort — dort öffnete sich der Stollen! Unverkennbar, wie ein Thorgewölbe, mannshoch, aber nur etwa drei Fuß breit. Dort lag die Rettung.

Der Eimer hielt. Stetten schickte sich zum Sprunge an. Aber im gleichen Augenblick erkannte er, daß er verloren sei.

Der Eimer, auf dem er saß, war zwar nur etwa anderthalb Meter von der Oeffnung entfernt — in Greifnähe lag sie vor ihm — aber er hatte nicht daran gedacht, daß, wenn er die Kette mit dem Gegengewicht losließ, um den Sprung zu wagen, der Eimer reißend schnell mit ihm in die Tiefe fuhr. Gab er umgekehrt zuerst den Eimer frei, so glitt die Kette unwiderstehlich herab! So oder so war er verloren.

Einen Moment kam es über Stetten wie die helle Verzweiflung. Seine Gedanken jagten sich in wilder Flucht. Sein ganzes Leben zog in Bildern noch einmal an ihm vorüber — schattengleich — gespensterhaft. Das Elternhaus — die Feldzüge — die goldenen Nissen von Moskau — ein Dreigestirn von herrlichen Frauengestalten — der Kaiser Napoleon. Dann faßte ihn ein wahnsinniges Verlangen, der Qual ein Ende zu bereiten: seine Hände mußten das Tau gewaltsam umspannen, daß er es nicht losließ und sich in die grause Tiefe stürzte.

Aber dann kam doch die Besinnung zurück. So lange der Mensch noch athmen kann, darf er die Hoffnung nicht aufgeben. Zum Sterben war immer noch Zeit; vielleicht gab es doch noch eine Möglichkeit der Rettung.

Er versuchte den schweren ungefügen Eimer in eine schwingende Bewegung zu setzen, um die Oeffnung zu erreichen, ohne das Tau mit dem Gegengewicht loszulassen. Aber wenn das Holzgefäß dem Stollen auch näher und näher kam, die Annäherung reichte doch nicht hin, um ihm zu gestatten, auf der schlüpfrigen Fläche festen Fuß zu fassen. Er dachte daran, sich zuerst mit einer Hand an die Unterkante der Stollenöffnung anzuklammern und dann allmälig den Oberkörper nachzuschieben, aber das Gestein war gerade an der Kante so zerborsten und mürbe, daß er hier nimmermehr einen sicheren Halt gewinnen konnte.

Die Glieder begannen ihm starr zu werden, wie vor Frost, obwohl der Schweiß in dicken Tropfen über sein Gesicht rann; die Handflächen, welche das Tau umspannt hielten, brannten wie Feuer; als er einen Augenblick die rechte Hand losließ und sie der Laterne näherte, sah er, wie das Blut roth zwischen den Fingern herabrieselte.

Es ging zu Ende! Noch einmal durchmusterte er irren Blicks die Wandungen rings um die Stollenöffnung, und jetzt erst bemerkte er plötzlich eine kurze aus dem Gestein hervorragende Eisenstange. Wenn er die fassen, sich an sie anklammern konnte, so war eine Möglichkeit der Rettung. Ob sie hielt? Ob sie nicht auch zerfressen oder lose geworden war?

Gleichviel, es mußte versucht werden. Wieder setzte er den Eimer in Schwingungen, indem er sich mit den Füßen von den Wänden abstieß. Dann ließ er die rechte Hand los und griff, den linken Arm fest anspannend, nach der Stange. Sie schien zu halten. Er rüttelte an dem Eisen — es gab nicht nach.

Jetzt — die Rechte umklammerte das Eisen! — Stetten hob sich und stellte sich auf den Rand des Eimers. Ein Schwung! Donnernd fuhr das schwere Gegengewicht in die Tiefe des Brunnenschachtes, der Eimer nach oben, er aber stand sicher auf dem Grunde der Stollenöffnung.

Er war gerettet.

Ja, war er denn wirklich gerettet? Wohl war die augenblickliche Gefahr überwunden, der Sturz in die grause Tiefe des Brunnens abgewendet, aber vor ihm lag noch der Weg durch einen unbekannten Gebirgsstollen, dessen Ausgang er nicht kannte.

Ein Zurück gab es nicht mehr! Also Muth und vorwärts!

Neue Kraft belebte Stetten, neues Hoffen zog in seine Brust. Die kühle Luft, die aus dem dunklen Innern des Berges strömte, belebte seine erschöpften Nerven. Einige Minuten kühlte er die schmerzenden Hände an den kalten Wänden, dann trat er, die Laterne weit vorgestreckt, den Weg an. Der Stollen war eng, aber gut zu begehen, nur dann und wann wurde er so niedrig, daß Kurt sich bücken mußte. Einmal mußte er auf eine kurze Strecke sogar vorwärts kriechen, da von der Decke Geröll herabgestürzt war, das die halbe Höhe des Ganges ausfüllte. Wohl eine Viertelstunde arbeitete Stetten sich vorwärts, ohne auf ernstere Hindernisse zu stoßen. Dann aber stand er plötzlich vor einer verschlossenen Querwand, und als er erschreckt mit der Laterne an das Gestein heranleuchtete, schien es ihm, als sei dies eine frisch gemauerte Stelle, nicht mehr der natürliche Fels. Sollte Napoleon den Ausgang haben vermauern lassen? Crassard hatte zwar nichts davon erwähnt, aber die Möglichkeit lag immerhin vor. Und wenn das der Fall war, so war Stetten lebendig begraben — vor sich die Mauer, die er ohne alle Hilfsmittel nimmer durchbrechen konnte, hinter sich den Brunnenschacht, aus dem es keinen Aufstieg gab.

(Fortsetzung folgt.)

Das Castillo del Morro in Havana.

(Mit Bild auf Seite 233.)

Die Hauptstadt von Cuba, das 200,000 Einwohner zählende Havana, ist mit einem Kranze von Forts stark befestigt. Die Hafeneinfahrt wird von etwa siebzig modernen Geschützen vertheidigt, und das Fort Castillo del Morro (siehe unser Bild auf S. 233) am felsigen Ostende der Einfahrt, wo auch der Leuchtthurm emporragt, ist zwar von veralteter Bauart, aber mit schweren Krupp'schen Geschützen ausgerüstet. Ihm gegenüber liegt das Castillo de la Punta, dann im Westen der Stadt das Castillo del Atares, an der Nordostseite des Hafens das Fort San Diego und westlich davon das Hauptwerk: die Befestigungsanlagen von La Cabana, die sich wiederum bis dicht an Castillo del Morro heranziehen.

Kontreadmiral W. T. Sampson,

Befehlshaber der nordamerikanischen Blockadeflotte vor Santiago de Cuba.

(Mit Porträt auf Seite 236.)

Der Kommandant der nordamerikanischen Blockadeflotte vor Santiago de Cuba, Kontreadmiral William Thomas Sampson, dessen Porträt unsere Leser auf S. 236 finden, ist geboren im Februar 1840 zu Palmyra im Staate New-York. 1880 befehligte er die „Swatara" in dem asiatischen Geschwader, 1882 und 1883 war er erster Assistent des Marineobservatoriums zu Washington und vertrat 1884 die Unionsregierung auf der in Washington behufs Bestimmung eines Hauptmeridians zusammengetretenen internationalen Konferenz. Seit 1885 gehörte er der Küstenbefestigungskommission an, und seit September 1886 war ihm die Oberaufsicht über die Marineakademie der Vereinigten Staaten übertragen. Unmittelbar vor Ausbruch des Krieges führte er den Vorsitz in der Untersuchungskommission über den Untergang der „Maine".

Kontreadmiral Pascual Cervera y Topete,

Oberbefehlshaber des spanischen Operationsgeschwaders in den westindischen Gewässern.

(Mit Porträt auf Seite 236.)

Außerordentlich viel genannt worden ist in neuester Zeit der Name des spanischen Admirals Cervera, dessen Bildniß auf S. 236 deswegen unsere Leser interessiren wird. Kontreadmiral Don Pascual Cervera y Topete, wie sein voller Name lautet, ist am 18. Februar 1839 geboren und gehört 45 Jahre der

spanischen Kriegsmarine an. Er hat sich auf Cuba, in Afrika und im Karlistenkrieg mehrfach hervorgethan, und zahlreiche Ordensdekorationen zieren seine Brust. Nachdem er die Amerikaner über seine Bewegungen glücklich getäuscht, lief Cervera am 19. Mai mit seinem westindischen Geschwader in den Hafen von Santiago ein. Er wurde darin aber alsbald von der überlegenen Flottenabtheilung des gegnerischen Admirals Sampson blockirt, die Santiagos Befestigungen beschoß und ihm das Entweichen unmöglich machte. Allgemeine Anerkennung fand der ritterliche Sinn Cervera's, als er die acht kühnen amerikanischen Seeleute, welche den „Merrimac" in der Einfahrt von Santiago versenkt hatten, zu retten befahl und freundlich aufnahm.

Eine Schreckensnacht.

Erzählung aus Hamburgs schwersten Tagen.

Von **Botho v. Pressentin.**

(Nachdruck verboten.)

Der 22. August 1892 hatte Angst, Verwirrung und Schrecken über Hamburg gebracht. Fünfundfünfzig Neuerkrankungen an der Cholera waren zur allgemeinen Kenntniß gelangt, und schon in den nächsten Tagen wurde die Krankenzahl in's Ungeheuerliche übertrieben. Immerhin zählten die Todten nach Hunderten, viele Einwohner flohen vor der unheimlichen Seuche, und als die Krankenwagen immer häufiger durch die Straßen fuhren, wurden nicht nur die Schulen geschlossen, sondern auch alle Behörden standen unter dem unheimlichen Bann, den der unerbittliche Tod über die Hansastadt verhängt hatte. Die gesammte Polizei war Tag und Nacht in Anspruch genommen, den behördlichen Verordnungen Geltung zu verschaffen. Es war dies um so schwieriger, als viele Krankheitsfälle verheimlicht wurden und dadurch die Seuche weitere Verbreitung fand, anderntheils aber das lichtscheue Gesindel der großen Hafenstadt die eingerissene Verwirrung benutzte, Verbrechen aller Art zu begehen.

Die Beamten der Kriminalpolizei hatten es deshalb sehr schwer. Ihr Dienst erforderte um so mehr Aufopferung, als sie durch die Pflicht oft gezwungen wurden, gerade die giftigsten Brutstätten der Seuche aufzusuchen.

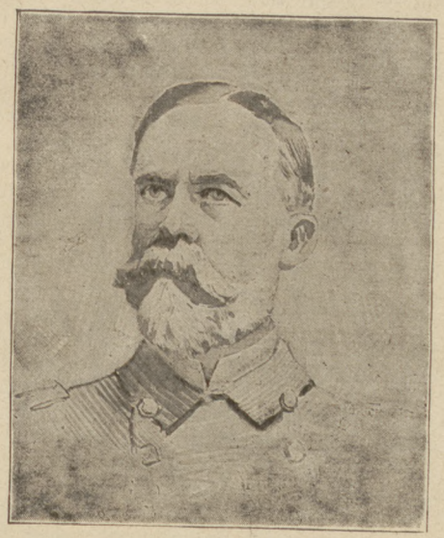
Einer der unerschrockensten Kriminalbeamten war der Kommissar Topp. Kaum dreißig Jahre alt und unverheirathet, war er allen Dieben, Brandstiftern, Raufbolden und Gaunern ein Schrecken geworden. Er pflegte gewöhnlich im Civilanzuge und mit einer Miene durch die Straßen zu schlendern, als wüßte er mit seiner Zeit nichts anzufangen. In Wahrheit sah er Alles und befand sich unausgesetzt auf der Jagd nach den groben Uebertretern des Gesetzes. Mit Kleinigkeiten gab er sich nicht gerne ab, und seine Vorgesetzten hatten zu viel ernste Arbeit für ihn, um ihn mit solchen zu behelligen.

In der siebenten Abendstunde des 25. August schritt der Kommissar bei noch unerträglich schwüler Hitze, den Hut in der Hand, vom Millernthor her durch die vor dem Elbpavillon gelegenen Gartenanlagen. In der Höhe des Seemannshauses blieb er einen Augenblick stehen und warf einen Blick auf seine Uhr. Ein leichter Zug der Ungeduld trat auf sein Gesicht. Aber nur einen Augenblick, dann schlenderte er den eben gekommenen Weg zurück und wollte eben in einen Seitenpfad einbiegen, als hinter ihm ein eigenartig zischender Pfiff ertönte.

Der Kommissar winkte einem in der Kleidung eines Hamburger Hafenarbeiters von der Landungsbrücke daherkommenden breitschulterigen Gesellen mit dem Kopf und verließ den Hauptweg auf einem abbiegenden Pfade, um zwischen dichten Gebüschen plötzlich wartend stehen zu bleiben.

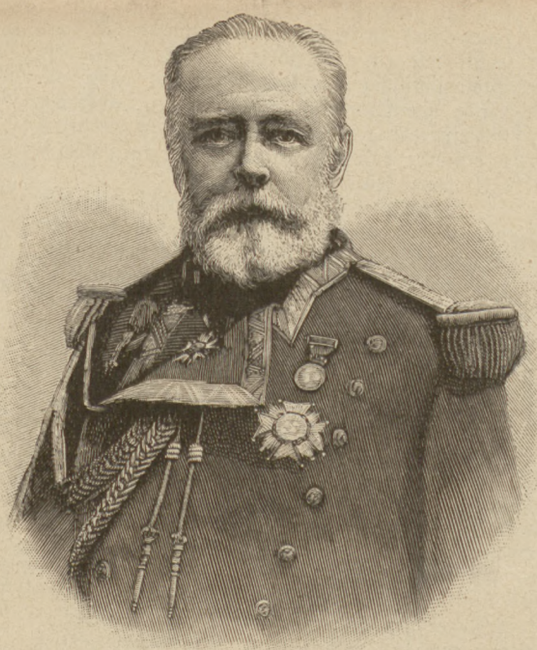
Während seine Augen auf dem gedunsenen Gesicht des ihm Folgenden zu lesen versuchten, legte sich ein spöttischer Zug des Triumphes um den von einem blonden Schnurrbart beschatteten Mund des Beamten, und er sagte in plattdeutscher Mundart: „Was gibt's, Ralph?"

Der Vigilant, wie alle diese nichtamtlichen Helfer der Kriminalpolizei ein alter Verbrecher,



Kontreadmiral W. T. Sampson,
Befehlshaber der nordamerikanischen Blockadeflotte vor Santiago de Cuba. (S. 235)

streckte erst die Rechte nach einem Geldstücke aus und flüsterte, als er einen Thaler darin fühlte: „Der Pfeifenkarl und der Wiesmarer wollen heut Nacht bei Martini auf dem Steinweg knacken (einbrechen)."



Kontreadmiral Pascual Cervera y Topete,
Oberbefehlshaber des spanischen Operationsgeschwaders in den westindischen Gewässern. (S. 235)

„Gut, mein Sohn. Wenn Du recht berichtet hast, erhältst Du von mir zwanzig Mark. Auf morgen!"

Noch ein leichtes Kopfnicken, und der Beamte schritt gelassen dem Millernthor zu, wo er einen Pferdebahnwagen bestieg und nach der Polizeistation fuhr.

— — — — — — — — —

Gegen zehn Uhr, kurz vor Schluß des Hauses, wurde am Martini'schen Hause am Steinweg im ersten Stock die Flurglocke gezogen. Nicht kräftig und bestimmt, wie dies ein berechtigter Besuch sonst zu thun pflegt, sondern fast scheu. Es war auch nicht zu verwundern, daß Kommissar Topp, der mit einem Untergebenen vor der Thür stand, schwankte, bevor er zur Klingel griff, denn er hatte soeben in einem nebenan gelegenen Cigarrengeschäft gehört, auch Frau Martini sei vor einigen Stunden an der Cholera erkrankt. Angenehm war es nicht, in einer verseuchten Wohnung stundenlang auf Spitzbuben zu warten, die kaum kommen würden, wenn sie irgendwo Licht sahen. Und doch ließ sich bei einer solchen Erkrankung die gelegentliche Beleuchtung der Vorderräume schwer vermeiden. Wahrscheinlich wäre der Kommissar umgekehrt, aber es galt die unter Umständen doch mögliche Festnahme des Pfeifenkarl, der eine ganze Anzahl ungesühnter Verbrechen auf seinem Kerbholz hatte. Es mußte also versucht werden.

Es dauerte lange, bevor sich auf den schrillen Ton der Glocke drinnen etwas rührte. Jetzt ging drinnen eine Thür; es kam ein leichter Schritt näher, und im nächsten Augenblick stand vor den beiden Beamten ein junges Mädchen im Trauergewande, deren hervorragende Schönheit durch eine fast geisterhafte Blässe kaum beeinträchtigt wurde.

Kommissar Topp war von diesem Bilde so ergriffen, daß er erst Worte fand, als die zagende Frage über die Mädchenlippen kam: „Gehören die Herren zu der Transportkommission, oder schickt uns der Freund einen Arzt?"

„Keines von beiden, mein Fräulein. Wie Ihnen diese Marke beweist, gehören wir zur Kriminalpolizei, und es liegt uns die traurige Pflicht ob, zu allem Elend noch eine neue Beunruhigung in Ihr Haus zu tragen."

„Mein Gott, was soll ich noch erleben!" Mit diesen Worten falteten sich die blassen Hände ineinander, und Fräulein Martini wollte einen Schritt zurückweichen. Den unerbittlichen Feind da drinnen im Schlafzimmer kannte sie, welch' ungekannte Prüfung hatte ihr das Schicksal nun noch vorbehalten?

„Mein Fräulein, wenn ich Ihnen nicht wirklich zu dienen hoffte, würde ich Ihre Unruhe nicht vermehren, nachdem mich der erste Augenschein gelehrt, welche Spuren das Grauen auf Ihre Züge gelegt. Wohlgemeinter Mannesrath dürfte Ihnen jedoch willkommen sein."

„O gewiß! Die Mädchen haben uns am Nachmittag feige verlassen, der Arzt ist nicht wiedergekommen, meine Schwester sitzt, die Krankheit in den Gliedern, fassungslos am Bett der Mutter, ich aber weiß nicht aus noch ein. Gemeldet habe ich noch die Neuerkrankung persönlich, einen Boten konnte ich nicht mehr auftreiben. Wo ich erscheine, flieht man mich. Was soll ich in aller Welt beginnen?"

„Uns einzutreten gestatten und das Weitere mir überlassen."

„Bitte, kommen Sie näher und theilen Sie mir mit, welchem Umstand wir Ihre Anwesenheit verdanken."

Sie waren auf den inneren Flur getreten. Kaum hatte sich die Thür hinter ihnen geschlossen, so entgegnete der Kommissar: „Man hat der Polizei mitgetheilt, daß diese Nacht bei Ihnen eingebrochen werden soll. Die Diebe bei der That festzunehmen, sind wir hier."

„Sollen mir diese Tage denn alle Schrecken bringen!"

„Beruhigen Sie sich, mein Fräulein. Erstens glaube ich kaum, daß die beiden gewiegten Verbrecher kommen, weil sie jetzt wahrscheinlich bereits wissen, daß Ihre Frau Mutter erkrankt ist,

Humoristisches.

Inseraten-Stylblüthen.

Bekanntmachung. Hiermit bringe zur allgemeinen Kenntniß, daß bei mir die Speisen nur von Mastkälbern und trichinenfreien Schweinen verabreicht werden. A. Steffen, Restaurant, Hahnstraße.

Danksagung. Nachdem mir die Haare so furchtbar ausgingen, bin ich jetzt nach mehrmaligem Gebrauch Ihres Mittels vollständig davon befreit, was ich Ihnen mit meinem wärmsten Dank mittheile. C. Fuchs, Partikulier.

Ein eleganter Regulator zum Schlagen ist billig zu verkaufen bei J. S....., Bleichstraße 6, II.

Habe mich als Thierarzt hier am Ort niedergelassen. Sprechstunde 8—12 und 2—3 Uhr. F. Sützmaier.

Zu verkaufen: Ein bequemes Damenpferd, welches sich auch fahren läßt. Näheres Neustraße 43 bei Helle.

Lokalnachricht. Bei der am Montag auf dem Wochenmarkte vorgenommenen Butterrevision wurde wieder eine Frau erwischt, welche nicht das richtige Gewicht hatte.

Wohnungsgesuch. Junger Mann wünscht ungenirte lustige Wohnung, möglichst im Freien. Adressen unter R. B. in der Expedition der Zeitung.

Familien-Nachrichten. Heute Nacht zwischen 12 und 1 Uhr ist mein lieber Mann, der Drechslermeister Albert Pichler, selig heimgegangen. Dies zeigt Freunden und Bekannten an die tiefbetrübte Gattin Anna Pichler.

Zu verkaufen: Ein dreijähriger Esel, wegen seines freundlichen Gemüths auch zum Umgang mit Kindern passend.

und daß deshalb Menschen in der Wohnung wach sind. Sollten sie aber wirklich erscheinen, so werden Sie wenig oder gar nichts davon merken. Sie müssen sich in Ihrem Zimmer einriegeln, bis wir den Kumpanen Handschellen angelegt haben, und ich mich Ihnen für Ihre eigenen Angelegenheiten zur Verfügung stellen kann. — Das ist hier wohl die Thür zum Eßzimmer?"

Sie hatte ihren Kopf zwischen beide Hände gelegt und nickte nur. Dasselbe that sie, als er sie theilnahmsvoll bat: „Verlieren Sie nicht den Kopf, mein Fräulein. Am besten ist es, Sie erscheinen auf dieser Seite des Flurs nur, sobald ich an jene Thür dreimal leicht klopfe."

„Wie Sie wollen. Ich vermag kaum mehr zu denken. Mir ist, als wolle der Wahnsinn von mir Besitz nehmen. Ich füge mich willenlos Ihrem Wunsche."

Zusammenschauernd öffnete sie die Thür zu dem Speisezimmer und ließ die Beamten eintreten, worauf sie ihnen folgte.

In dem Gemach brannte eine Flamme der Gaskrone. An der einen Längswand stand ein geschnitztes Buffet von Eichenholz, auf dem sich verschiedenes Silbergeräth befand. Eine Thür führte zur Rechten, eine zweite zur Linken in Nebenräume. Beide Thürnischen waren durch niedergelassene Vorhänge geschlossen, weil man dadurch den Ansteckungsstoff vom Eßzimmer abzuhalten hoffte.

Als sich die Thür hinter den Eintretenden geschlossen, überblickte der Kommissar alles dieses. Dann bat er: „Haben Sie nun die Güte, das Gas auszudrehen, und dann überlassen Sie uns der Pflicht, die mir niemals schwerer wurde, als heute. Fordern die Verhältnisse gebieterisch unsere Hilfe, so klopfen Sie."

Eine tiefe Verbeugung seinerseits, und sie schritt nach dem Eßtisch, wo sie das Gas ausdrehte. Dann verließ sie mit einem ächzenden Laut das Zimmer.

Die Beamten waren allein in dem dunklen Raum, in den nur ein Lichtstreif von der Straßenlaterne hineinfiel. Der Kommissar lauschte einen Augenblick auf die sich im Nebenzimmer entfernenden Schritte und vernahm das Umdrehen eines Schlüssels. Fräulein Martini hatte sich mit ihren Kranken eingeschlossen.

Einer besonderen Instruktion an den ihn begleitenden Kriminalschutzmann bedurfte es nicht, Jener hatte mit dem Kommissar schon oft ähnliche Fallen mit bestem Erfolge gelegt. Einige schnell gewechselte Worte, und der Eine glitt hier, der Andere dort in die von Vorhängen geschlossenen Thürnischen. Sie mußten stehen; der Raum war zu schmal, um einen Stuhl unauffällig zu benutzen.

Draußen rollten auf dem Asphalt die Wagen vorüber. Die Schritte von Fußgängern waren selten; der Kommissar hätte sie zählen können. Er unterschied die Tritte auf dem diesseitigen und dem drüben gelegenen Bürgersteige. Sie begannen ihn von dem bisherigen Gedankengange abzuziehen, indem er sich jedesmal fragte: „Können das die Einbrecher sein?" In dieses berufsmäßige Zergliedern jedes vernommenen Lautes drang von rückwärts, durch das Nebenzimmer hindurch, ein angstvoll verzweifelter Ruf. Gleich darauf vernahm er in den Lauten höchster Kindesangst die Worte: „Mutter, Mutter, geh' nicht von mir!"

Unwillkürlich schlug er den Vorhang halb zur Seite. Was ging ihn gegenüber diesem Ausdruck einer erschütternden Seelenangst das Hin und Her auf der Straße an? Pfeifenkarl, dieser geriebene Verbrecher, mußte die nach dem Hof hinaus liegenden erleuchteten Fenster sicherlich sehen, kam also wahrscheinlich gar nicht. Strenge Pflichterfüllung war ihm jedoch so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß er die schützende Hülle eben wieder vorzuziehen im Begriff stand, als die Thür zu dem Schlafzimmer mit einer schnellen Bewegung geöffnet wurde, und eine von Schluchzen unterbrochene Stimme rief: „Herr Kommissar, helfen Sie mir! Meine Mutter ist gestorben, die Schwester liegt ohnmächtig auf dem Fußboden, und ich vermag sie nicht allein aufzuheben!"

Der Kommissar zögerte nicht mehr. „Gottschalk," rief er seinem Genossen zu, „kommen Sie! Unter diesen Umständen ist doch Alles vergebens; zeigen wir dem armen Mädchen, daß wir Männer sind!"

Damit hatte er die Thür nach dem Wohnzimmer geöffnet und schritt auf das junge Mädchen zu, welches sich, von Verzweiflung und Grauen gepackt, in einen Sessel hatte fallen lassen, bitterlich weinend.

„Mein Fräulein," sagte Topp, indem er sich einer ihrer Hände bemächtigte, „Sie dürfen in dieser Umgebung nicht bleiben. Nach den gehabten Anstrengungen wäre dies gleichbedeutend mit Selbstvernichtung. Es gibt hier nur einen Weg: die Leiche Ihrer Frau Mutter muß fortgeschafft, Ihre Fräulein Schwester nach dem Krankenhause gebracht werden."

„Wie in aller Welt soll das jetzt in der Nacht geschehen?" jammerte die Bedauernswerthe auf.

„Lassen Sie das meine Sorge sein! Ich werde die Kranke mit meinem Begleiter auf ihr Lager tragen; dann soll Gottschalk eilen, sowohl einen Kranken- wie einen Leichenwagen zu suchen. Ich bleibe so lange bei Ihnen."

„Vater und Mutter todt, die Schwester auf demselben Wege. Was soll ich allein auf dieser Welt?" stöhnte die Arme.

„Sich für Ihre Schwester erhalten, die unter gehöriger Pflege gesunden wird. Verzagen Sie nicht, lassen Sie uns vielmehr eilen."

„Ja, ja, Sie haben Recht!" Mit diesen Worten raffte sie sich auf und wies den beiden Beamten den Weg in das Todtenzimmer.

Da lag zur Rechten mit qualvoll verzerrten Gesichtszügen auf einem von zwei nebeneinander stehenden Betten die Hausfrau, dort bewegte sich auf dem Teppich vor dem anderen Bett ein jugendlicher Körper unter krampfhaften Zuckungen.

Furchtbar! Der Kommissar war indessen ein tapferer Mann; er bat das junge Mädchen, den Kopf der Schwester emporzuheben, und nun trugen sie die Kranke auf ihr Lager in dem anstoßenden Zimmer.

Kaum war dies geschehen, so befahl der Kommissar seinem Begleiter: „Jetzt weg, Gottschalk! Sie schaffen mir auf alle Fälle sowohl einen Kranken- wie einen Leichenwagen zur Stelle. Rechnen Sie auf meine Erkenntlichkeit, ich betrachte diesen Dienst als mir erwiesen."

Damit drängte er den Kriminalschutzmann in das Wohnzimmer, ließ sich von Fräulein Martini den Hausschlüssel aushändigen, schloß die Flurthür auf und geleitete den Scheidenden mit einem Licht selbst herab. An den Vorderfenstern wollte er auf das Eintreffen der Transportwagen warten.

Er hatte das so laut mit dem Schutzmann im Flur verabredet, daß Fräulein Martini am Bett der Schwester immer unruhiger wurde, als Minute auf Minute verging und der Kommissar nicht zurückkehrte. Konnte er sie, seinem Versprechen entgegen, im Stich lassen?

Sie wartete. Eine Viertelstunde verging, nichts rührte sich. Zu dem Seelenschmerz, der ihre Brust durchwühlte um dieses Leben, das auf dem Lager neben ihr von den Krallen des Todes bedroht wurde, gesellte sich eine unbestimmte, aber wachsende Angst. Wenn er im Hinausgehen die Flurthür aufgelassen hatte, und die Diebe doch noch kamen?

Es hielt sie nicht länger. Wie ein Schatten erhob sie sich und glitt durch das Schlafgemach der Eltern bei der todten Mutter vorüber. In der Thür zum Wohnzimmer blieb sie stehen und lauschte. Nichts regte sich. Nach des Vaters Erkrankung waren gestern zwei im Hause wohnende Familien vor der Seuche aus Hamburg geflohen; es war so schauerlich still um sie her, und dabei stand die Flurthür offen.

Sie machte einige Schritte weiter dorthin. Kein Lichtschimmer drang vom Treppenflur herauf. Sie mußte sich überzeugen, wo Topp geblieben war.

Die Lichter eines Armleuchters entzündend, nahm sie das eine aus dem Halter und rief mit unterdrückter Stimme nach dem Eßzimmer zu: „Herr Kommissar!" Kein Laut gab ihr Antwort. Die Möglichkeit, den gerade eintreffenden Dieben zu begegnen, schreckte sie nicht so sehr, wie dieses bedrückende Schweigen ringsum.

Licht, nur Licht! — Licht überall! Wie besessen eilte sie hin und her, entzündete im Wohn- und Eßzimmer das Gas und stürzte dann auch in des Vaters zur Rechten gelegene Stube, wo sie das Gleiche that.

So, jetzt war es hell, nun brauchte sie sich wenigstens nicht mehr vor sich selbst zu fürchten. Warum war der Kommissar aber gegangen, nachdem er sich vor der Krankheit so wenig gefürchtet und ihr zu bleiben versprochen hatte? — Vielleicht hatte er den Transport selbst betreiben wollen? — So mußte es sein! Dann kamen sicher bald Leute. Es trieb sie an's Fenster. Die Straße war wie ausgestorben.

Barmherziger Gott! Sie vergaß in schnöder Selbstsucht die kranke, vielleicht sterbende Schwester! Schnell durcheilte sie die nun hell erleuchteten Räume. — Gottlob, die Kranke war ruhiger, sprach jetzt und verlangte zu trinken.

Noch stand der Champagner von der Mutter her da. Der Laut aus Schwestermund gab ihr Muth. Sie setzte der Kranken das Glas an die Lippen. Hier war noch Leben, es galt zu kämpfen. Sie rieb die erkalteten Glieder, sprach der Geliebten Muth zu und lauschte immer wieder von Zeit zu Zeit nach dem Rollen der Räder. Mit dem Transportwagen mußte er ja kommen.

Richtig! Deutlich hörte sie es im Trabe dahergerollt kommen und vor dem Hause halten. Die Hausthür wurde geschlossen, man stieg die Treppe empor, es schlug die Erlösung. Aber welche Erlösung! Man kam, ihr den Körper der Mutter zu entreißen, man kam, die Schwester zu entführen. Und sie — sie, was sollte sie denn in diesen Räumen? Lieber in's Wasser, als hier geduldig warten, bis der Tod gefällig genug war, seine Hand auch nach ihr auszustrecken.

Ja, sie kamen; man schellte. Das junge Mädchen schritt hinaus und öffnete. Vor ihr stand mit einem Gefolge von spritduftenden Kranken- und Leichenträgern der Kriminalschutzmann. Seine erste Frage war nach seinem Vorgesetzten.

Fräulein Martini erklärte, sie sei der Ansicht gewesen, die beiden Herren hätten sich gemeinsam entfernt, jedenfalls sei der Kommissar nicht zurückgekehrt. Der Beamte schüttelte den Kopf und berichtete, daß sein Vorgesetzter die Hausthür hinter ihm zugeschlossen habe, nur ein zwingender Anlaß könne ihn bewogen haben, das Haus später doch noch zu verlassen. Uebrigens schien ihm die Abwesenheit seines Vorgesetzten nicht ganz unerwünscht. Er übernahm in sehr energischer Weise die Anordnungen, und die Träger, die sich eben noch ziemlich respektvoll verhalten, drängten jetzt zur Eile; sie hätten noch mehr zu thun.

Und nun kamen Minuten, eine furchtbar unvergeßliche Ewigkeit für ein stundenlang halb zu Tode gemartertes Mädchenherz. Die Feder ist unfähig zu schildern, was Fräulein Martini empfand, als man den Körper der Heimgegangenen einfach in Bettlaken hüllte, auf einem mitgebrachten Plakat genau Namen, Wohnung,

sowie Todesstunde verzeichnete, sich einen Schein unterzeichnen ließ und dann mit der Leiche polternd die Wohnung verließ.

Dann die Schwester! Einer der Männer nahm die Kranke auf den Arm und ging bei der Schwester vorüber, als gelte es ein Stück Hausrath hinauszutragen. Dann verschwanden sie bis auf Einen, der ein Trinkgeld erbat.

Fräulein Martini schien aus einem Traume zu erwachen, und als sie in dem Flur den Kriminalschutzmann erspähte, schrie sie wild: „Wo bringt man meine Schwester hin?"

„Das vermag ich nicht zu sagen. Vielleicht wäre es gut, wenn Sie die Kranke begleiteten, sich zu überzeugen, wo sie unterkommt; ich selbst muß mich empfehlen."

In einem Augenblick hatte sie Regenmantel und Hut aufgerafft, dann stürmte sie hinab und aus dem Hause, wo sich der Wagen mit der Schwester eben in Bewegung setzen wollte.

„Halt, halt! Ich komme mit," rief sie, dann stieg sie zu der Kranken in den Wagen, der Transportführer sprang zu dem Kutscher auf den Bock, und fort ging es im Trab über das Asphaltpflaster.

Diesen Augenblick schien der Kriminalschutzmann nur erwartet zu haben, um sich zu entfernen. Was ging ihn der Leichenwagen an, dessen Kutscher sich noch an dem Geschirr zu schaffen machte. Froh, die Marotte des Kommissars erledigt zu haben, eilte er davon, und obschon er nach kaum hundert Schritten einen lauten Ruf hinter sich vernahm, so kehrte er doch nicht um.

Dank dem Zufall hatte Fräulein Martini in einem Hospital der inneren Stadt noch Platz für ihre Schwester gefunden. Nach dieser Richtung ein wenig beruhigt, trat sie gegen Mitternacht zu Fuß den Heimweg an. Dieser Heimweg wollte bei ihr jedoch nicht die Rückkehr in das elterliche Haus bedeuten; das hätte sie nicht vermocht. Das Gehen in der frischen Luft that ihr wohl; sie wollte dann irgendwo Unterkunft suchen. Aber wo? Die Hotels nahmen Niemand auf, der aus einem verseuchten Hause kam, Bekannten konnte sie das ebensowenig zumuthen. — In dem Wartesaal eines Bahnhofes? Da litt man sie sicher auch nicht. Endlich fiel ihr ein, daß ihre Wäscherin, ein früheres Dienstmädchen ihres Hauses, als kinderlose Wittwe im Besenbinderhof wohne. Dort lenkte sie ihre Schritte hin, und es gelang ihr nach einigem Bemühen, die in einem Häuschen zu ebener Erde Wohnende wach zu klopfen und Einlaß zu erhalten.

In einem alten Rohrstuhl nahm sie Platz, und die ehemalige Dienerin erschöpfte sich in Versuchen, sie zu trösten und zu beruhigen. Eine Tasse voll schnell bereiteten schwarzen Kaffees that der Verwaisten so wohl, daß sie, warm zugedeckt, endlich auf ihrem Stuhl in einen Schlaf der Uebermüdung verfiel.

Als sie erwachte, war es hell in dem Zimmer, und ihre treue Wirthin beobachtete sie von dem Sopha her.

„Mein Gott, ich habe wohl zu lange geschlafen!" rief das junge Mädchen mit beiden Füßen emporspringend. „Um sechs Uhr wird die Leichenhalle geöffnet. Ich muß erfahren, wann die Mutter beerdigt wird!" —

Es war in der That hohe Zeit, und wenige Minuten später schritt Fräulein Martini eilig die lange Allee hinab, dem Klosterthor zu, in dessen Nähe eine provisorische Halle zur Aufnahme von Choleraleichen errichtet war. Zwei Herren standen wartend vor der noch geschlossenen Pforte. Sie trugen Flor um die Arme und waren ihren düsteren Zügen nach Leidensgefährten. Eben schlugen die Uhren von den Kirchthürmen die sechste Stunde. Kaum war der letzte Schlag verhallt, so kam der Hallenwärter von der inneren Stadt her in Begleitung einer in Trauergewänder gehüllten Dame geschritten. Ja, dieses Amt erforderte jetzt Pünktlichkeit.

Als höflicher Mann die Harrenden grüßend, gab er auf Befragen des einen Herrn die Auskunft, daß sich trotz der am gestrigen Abend erfolgten Beerdigungen noch siebzehn Leichen in der Halle befänden, von denen die Mehrzahl in den nächsten Stunden bestattet werden sollte. Dabei hatte er die Thür geschäftig geöffnet, um das im Innern befindliche Register bei weiteren Nachfragen zu Rathe zu ziehen.

Fräulein Martini wich unwillkürlich ein wenig von der offenstehenden Thür zurück, und doch hätte sie ihre Blicke nicht abzuwenden vermocht. Da ruhte ja ihre Mutter!

Sie sah indessen so gut als nichts. Die Laken waren über den Gesichtern zugesteckt; nur die Plakate am Fußende gaben Auskunft. Sie wollte noch weiter zurücktreten. Dabei sah sie bei dem noch mit einem Herrn sprechenden Hallenwärter vorüber auf eine unbedeckte männliche Gestalt und — ein fürchterlicher Schrei aus ihrem Munde gellte über den Platz. Mit aus dem Kopf quellenden Augen wies ihre Rechte nach innen, und im nächsten Augenblick sprudelte es über ihre Lippen: „Der Kommissar! — Seht, er lebt und bewegt sich!"

Mit einem Sprung war der Wärter bei dem bezeichneten Körper. Ihm folgte einer der Herren und Fräulein Martini, die sich des Kopfes bemächtigte und diesen beim Hinaustragen unterstützte, obschon sich ihr Handschuh dabei von Blut roth färbte. Freilich, jetzt sah es auch der Wärter, dieser im Hof des Hauses am Steinweg als anscheinend todt von den Geleitern der Leiche der Frau Martini aufgefundene Körper war nicht der Cholera erlegen; dieser Mann mußte niedergeschlagen worden sein.

Ein in der Nähe umherlungernder Junge wurde nach einer Droschke gesandt, und wenige Minuten später fuhr ein Schutzmann den Verwundeten, der zwar nicht sprechen konnte, dessen Blicke aber volles Verständniß ausdrückten, nach dem nächsten Hospital.

* * *

Kommissar Topp ist gesund geworden, aber nicht wieder dienstfähig. Er braucht das auch nicht. Seiner jungen Frau, die ehemals Agnes Martini hieß, ist das ganz recht. Zu oft hat Topp seiner Braut und der ebenfalls genesenen Schwägerin erzählen müssen, wie er in jener Nacht ein Geräusch auf dem Hof vernommen, wie ihm das Licht ausgeblasen wurde, und er dann hinter der geöffneten Hofthür den furchtbaren Schlag empfing, der ihn lautlos niedergeworfen hatte.

Uebrigens war der Kommissar in dieser glücklicherweise besinnungslos verbrachten Nacht zwischen Choleraleichen nicht angesteckt worden, wohl aber lag der Pfeifenkarl wenige Tage später in derselben Leichenhalle, ohne wieder zu erwachen. Ueber sein unausgeglichenes Sündenregister hatte er vor einem höheren Richterstuhle Rechenschaft abzulegen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Goldmine. — Vor Jahren, als das Goldfieber in Kalifornien längst seinen Höhepunkt überschritten hatte, und die meisten Gruben sich schon in den Händen von Großkapitalisten befanden, saß der Antheilmakler Josias Fox in seinem Bureau, eifrig mit seinen Büchern beschäftigt. Es war einer jener berühmten kalifornischen Regentage, und prasselnd schlugen die großen Tropfen gegen die Fensterscheiben. Mr. Fox beschloß soeben, da bei solch' einem Wetter auf Geschäfte keine Aussicht, seinen Lunch zu nehmen, als die Thür geöffnet wurde, und der Diener einen Fremden hereinführte. Dieser Fremde war eine bemerkenswerthe Persönlichkeit. Sein Anzug war beschmutzt und fadenscheinig, seine Wangen eingefallen; Elend und Krankheit sprachen aus seinen Zügen, und in seinen hungrigen Augen las man deutlich das Verlangen nach einer guten Mahlzeit.

„Guten Tag," sagte Mr. Fox zuvorkommend. Mr. Fox war immer milde und freundlich, denn erstens kostete es nichts, und zweitens machte es sich fast immer bezahlt. Keiner wußte dieses besser wie Mr. Fox. Also „guten Tag", sagte der brave Makler, „was kann ich für Sie thun, Fremder?"

„Ich wünsche meinen Antheil an der Waverly-Mine zu verkaufen," antwortete dieser mit heiserer Stimme.

„Die Waverly-Mine, wo liegt die?"

„Hinter Luga Feax," sagte der Goldgräber.

„Wie viel wollen Sie denn für Ihren Antheil haben?"

„Tausend Dollars."

„Tausend Dollars ist ein großes Stück Geld, mein lieber Freund, aber sagen Sie, warum wollen Sie denn verkaufen?"

„Ich bin in der größten Noth, und nur diese ist es, welche mich zwingt, einen Schritt zu thun, der mir nur Schaden bringen kann. Ich bin krank, meine Frau ebenfalls, das Fieber hat uns gepackt und läßt uns nicht los, wir müssen fort von hier, um zu gesunden. Hören Sie, Mann, lassen Sie sich rathen, kaufen Sie, in meinem Claim ist Gold. Später wird es zu Tage kommen, aber ich kann darauf nicht warten, ich gehe hier zu Grunde."

„Gut," sagte Mr. Fox anscheinend gerührt, „ich selber bin leider augenblicklich nicht in der Lage zu kaufen, aber tragen Sie Ihren Namen in das Register ein, und ich will mein Bestes thun, einen Käufer für Sie zu finden."

„All right," versetzte der Andere, „machen Sie es wie Sie wollen, nur schaffen Sie mir die tausend Dollars." Hierauf trug der Goldgräber seinen Namen in das Register ein und entfernte sich mit kurzem Gruß.

Längere Zeit trieb er sich in der Stadt und deren Umgebung umher; von Tag zu Tag wurde er hagerer und zerlumpter. Nachdem er sich vorgenommen zu verkaufen, schien er gleichgiltig gegen Alles, was kommen mochte, zu sein. Nur manchmal hatte er Anfälle von Fleiß, denn er verschwand oft plötzlich tagelang, arbeitete bis zur Erschöpfung in seiner Grube und tauchte dann ebenso unerwartet wieder auf, um in den Gasthöfen und Whiskyschänken herumzulungern.

Da, eines Tages, nach einer ungewöhnlich langen Abwesenheit, wurde Mr. Fox aus tiefem Nachdenken durch das plötzliche Hereinstürmen des Goldgräbers aufgeschreckt. Es dauerte einige Zeit, bis der Athemlose, der augenscheinlich stark gelaufen war, so viel Luft geschöpft hatte, daß er ausrufen konnte: „Haben Sie meinen Antheil an der Waverly-Mine schon verkauft?"

Mr. Fox war ein außerordentlich geriebener Geschäftsmann, sein Gesicht nahm einen sehr harmlosen Ausdruck an, und er fragte in seiner mildesten Weise: „Warum, was ist denn los?"

„Was los ist? Zum Henker, wir haben heute Morgen Gold gefunden, gutes verkäufliches Gold. Hier sehen Sie," damit zog er einen kleinen Lederbeutel hervor, den er an einer Schnur um den Hals gebunden trug, öffnete ihn und zeigte eine Handvoll Goldkörner. „Diese Dinger kommen aus der Waverly-Mine, und sobald wir auf das Gold trafen, eilte ich herüber, um den Verkaufsauftrag rückgängig zu machen, wenn Sie nicht schon" — und hier wurde sein Gesicht bedenklich länger — „verkauft haben. In diesem Augenblick würde ich meinen Antheil nicht für zehntausend Dollars verkaufen. — Aber warum antworten Sie nicht, haben Sie verkauft oder nicht? Heraus damit!"

Jetzt wurde der hungrig aussehende Goldgräber so aufgeregt, daß Mr. Fox befürchtete, es würde sich etwas Außerordentliches ereignen. „Well," sagte er endlich, „um die Wahrheit zu sagen, muß ich gestehen, daß ich Sie und Ihren Antheil ganz vergessen habe. Ich habe, wie Sie sehen, viel zu thun, will aber im Register nachschlagen, um Gewißheit zu bekommen, wenngleich mir so ist, als ob ich Ihren Antheil an einen Spekulanten in San Francisco verkauft hätte." Und er begann in seinem Buche zu blättern. „Ich kann in diesem Register darüber nichts finden," sagte er nach einer Weile zögernd, „ich werde jedoch meinen Schreiber, der eben solches Buch führt, darnach fragen."

Der Goldgräber wurde jetzt wüthend, begann zu schimpfen und zu drohen, und endlich schien Mr. Fox

überzeugt, auf der Fährte eines besonders guten Geschäftes zu sein, denn plötzlich rief er: „Da! Hier haben wir es, ja — hier steht's. Den Antheil habe ich an einen Herrn in San Francisco verkauft; ich werde Ihnen sofort einen Check über tausend Dollars, abzüglich meiner Provision, ausstellen!"

Der Goldgräber von Luga Feax war ganz starr; er schwankte förmlich, und sein Aussehen war bemitleidenswerth, er vergrub sein Gesicht in den Händen und schluchzte: „Nach all' diesen Jahren voll harter Arbeit und langen Ausharrens nichts errungen zu haben, als die Gewißheit, daß ich um den Lohn meiner Arbeit betrogen bin. Das ist zu hart! Was wird mein armes Weib sagen?"

Mr. Fox schien gerührt. Er zeigte das größte Mitgefühl mit dem Manne, der ein Vermögen für die lumpige Summe von tausend Dollars weggegeben hatte. Aber Geschäft war Geschäft, und als sich der Goldgräber über sein Unglück gar nicht zufrieden geben wollte, sagte Mr. Fox mit scharfem Tone: „Da hilft kein Heulen mehr, hier ist Ihr Check, Mann. Ich habe nur Ihren Auftrag ausgeführt, und hiermit sind wir zu Ende."

Das Ende vom Liede war, daß der betrogene Mann den Check nahm und, seinem Schicksal fluchend, zur Thür hinausstürzte.

Hoch aufathmete Mr. Fox, als die schweren Schritte des Goldgräbers allmälig verhallten. Dann lachte er in sich hinein, und trotz des strömenden Regens ging er aus, miethete ein Pferd und ritt nach Luga Feax. Er wollte mit eigenen Augen den Claim in der Waverly-Mine sehen, mit eigenen Händen wenigstens etwas von dem verborgenen Schatz heben. Einen solchen Glücksfall hatte er lange nicht gehabt. Aber wie erstaunte der brave Makler, als er die Waverly-Mine erreichte und die entsetzliche Entdeckung machte, daß sie wüst und öde dalag und schon seit Monaten verlassen worden war.

Viel mehr noch, wie sein fremder Geschäftsfreund vor wenigen Stunden, verwünschte und bejammerte der edle Mann sein Pech. Er ritt Hals über Kopf zurück, um die Auszahlung des Checks zu verhindern, kam aber natürlich zu spät. Die Beamten der Bank sagten ihm, daß ein Goldgräber bereits am Vormittag die Summe erhoben habe.

Mr. Fox, der geriebene Agent, war auf den Leim gegangen. Der gerissene Goldgräber war ihm viel zu helle gewesen und hatte es verstanden, ihm die werthlose Mine für tausend Dollars aufzuhängen. Will man Mr. Fox in den höchsten Zustand von Wuth versetzen, so braucht man ihn nur zu fragen, ob sein Antheil an der Waverly-Mine noch nicht verkauft ist. [Henry Warren.]

Gefährlicher Enthusiasmus. — Maximilian Robespierre, unter den Schreckensmännern der französischen Revolution einer der schrecklichsten, hielt einst im Jakobinerklub eine Rede über Freiheit und Gleichheit, über die Rechte und Pflichten der Menschen. Die Begeisterung, der Enthusiasmus darüber waren so groß, daß, als der Redner ein Kabriolet verlangte um nach Hause zu fahren, sieben junge Leute das Pferd ausspannten und den Tageshelden im Triumph durch die Straßen ziehen wollten. Robespierre sprang auf und hielt an das versammelte Volk eine zweite Rede über die Würde des Menschen, ließ die sieben jungen Leute verhaften, weil sie die Freiheit des Menschen, seine Würde mit Füßen getreten, sich zum Lastthier gemacht hätten — und, da sie deshalb nicht zu leben verdienten, vor das Revolutionstribunal führen; alle sieben wurden zum Tode verurtheilt. Die Geschichte ist vollständig wahr, und wäre sie auch nur eine unglaubwürdige Anekdote, so würde sie doch den in Verfolgung seiner Theorien fanatischen Mann, der gleich so Vielen seines Schlages aus dem blutgetränkten Boden der Revolution herausgewachsen war, trefflich charakterisiren. [D—l.]

Friedrich der Große und die Landräthe. — Friedrich der Große hatte eine entschiedene Abneigung gegen junge Landräthe, er verlangte, daß sie das Alter von 40, wenigstens von 35 Jahren haben mußten, andernfalls seien sie zu jung und schickten sich nicht zu Landräthen. Eine Kabinetsordre vom 27. September 1779 schärfte dies den Regierungen ein: „Er wolle zu Landräthen keine Kinder und Naseweise." Letzterer Ausdruck ging auf einen jungen Landrath im Kreise Lebus. Dieser hatte nämlich über das Vorhandensein von Heuschrecken im Lebuser Kreise berichtet, und da der König es nicht hatte glauben wollen, ihm eine Schachtel geschickt, aus der beim Oeffnen dem Könige die Heuschrecken in's Gesicht flogen. [—dn—]

Sonderbare Bitte. — Der als großer Schweiger bekannte russische General Lerow fuhr einst mit dem Fürsten Potemkin nach Zarskoje-Selo zum Zaren, und auf der ganzen Fahrt sprach er auch nicht ein Wort.

Als sie in dem Lustschloß angekommen waren und die beiden Herren eben die Treppe emporsteigen wollten, wandte sich Potemkin plötzlich mit ernster Miene zu dem General und sprach: „Excellenz, ich möchte eine Bitte an Sie richten."

„Bitte, sprechen Sie!"

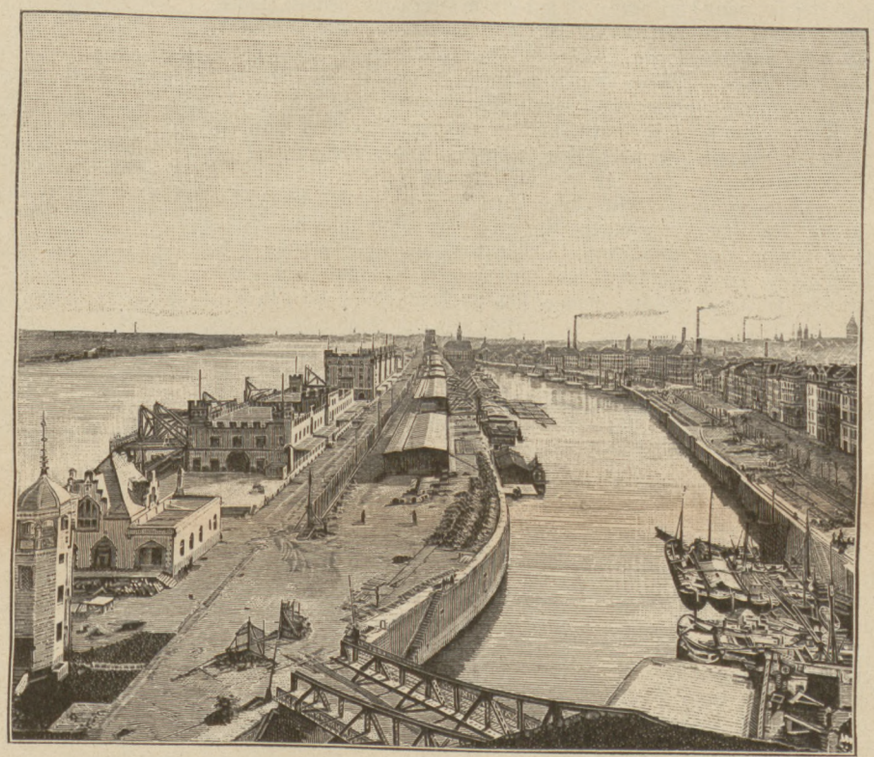
„Erzählen Sie Niemand ein Wort von dem, wovon wir uns auf der Fahrt unterhalten haben."

[L—n.]

Die neuen Werft- und Hafenanlagen in Köln.

(Mit Abbildung.)

Zu Köln a. Rh. hat vor Kurzem die feierliche Eröffnung der großartigen neuen Werft- und Hafenanlagen stattgefunden, nachdem sie bereits vorher dem Verkehr übergeben worden waren. Wenn die noch fehlenden Ergänzungs- und Neubauten auf der rechten (Deutzer) Rheinseite fertig sind, wird die Gesammtlänge dieser Anlagen 11,6 Kilometer betragen; die Länge der Quais, welche mit ihren Hebevorrichtungen einen direkten Güteraustausch zwischen dem Bahn- und Schiffsverkehr ermöglichen, von dem Dorfe Rodenkirchen im Süden der Stadt bis gegenüber der nördlich gelegenen Stadt Mühlheim 9 Kilometer. Den Kern der gesammten Anlagen bildet die Rheinauhalbinsel und das Rheinaubecken mit den zugehörigen Anlagen, die wir auf unserer Abbildung großentheils überschauen. Das äußere, mit drei Geleisen belegte Werft liegt unmittelbar am tiefen Strom, das innere, zweigeleisige am Hafenbecken. Von dem unterhalb der Halbinsel sich hinziehenden Leystapel gelangt man zu diesem über eine 21 Meter breite Drehbrücke. Ihre Hebung, Aus- und Einfahrt erfolgt binnen einer Minute mittelst Druckwasser, das im Malakoffthurm, der früher den Abschluß der Festungskehlmauer bildete, mit elektrischer Kraft erzeugt wird. Bewilligt wurden für die Anlagen annähernd 20 Millionen Mark, von denen bis jetzt 15 Millionen verbraucht wurden, und zwar fällt die Hälfte dieser Ausgaben auf den „Rohbau", die Werftmauern. Die Gesammtleitung des Baues lag in den Händen des Geheimen Baurathes Stübben.



Die neuen Werft- und Hafenanlagen in Köln, vom Malakoffthurm aus gesehen.

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 31.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 29:

Leid', schweig' und vertrag', deine Noth Niemand klag'.

Ergänzungs-Räthsel.

	I	N	G
	L	G	E
	E	R	D
	G	N	E
	O	U	R
	I	C	H
	A	H	E

Die obigen verstümmelten Wörter sind durch Hinzufügung der fehlenden Anfangs- und Endbuchstaben in der Weise zu ergänzen, daß daraus entstehen: 1) ein deutscher Dichter, 2) eine Pflanzenfamilie, 3) ein Opernkomponist, 4) ein Mädchenname, 5) ein: Stadt in Frankreich, 6) ein Baum, 7) ein biblischer Name. Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und die Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, je den Namen eines berühmten Mannes des 18. Jahrhunderts.

Auflösung folgt in Nr. 31.

Auflösungen von Nr. 29:

der zweisilbigen Charade: Blaustrumpf;
des Kapsel-Räthsels: Themse, Ems.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., **Thorn.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.